

„Wir sind wir, und wir bleiben da.“

Zu Elfriede Jelineks Texten *Die Österreicher als Herren der Toten* (1991), *Was zu fürchten vorgegeben wird* (1999) und *Das Kommen* (2016)

1. „DAS LEBEWOHL heißt jetzt DAS KOMMEN“¹

Nachdem am 24. April 2016 der Kandidat der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) aus dem ersten Durchgang der Wahl zum österreichischen Bundespräsidenten als stimmenstärkster Kandidat hervorgegangen war, veröffentlichte Elfriede Jelinek ihren Theatertext *Das Kommen*. Bei dem Text handelt es sich um die stark gekürzte und leicht überarbeitete Version eines Theatermonologs, den Jelinek im Jahr 2000 anlässlich von Jörg Haider's Rückzug aus der Bundespolitik in die Landespolitik nach Kärnten verfasst hat und der den Titel *Das Lebewohl* (*Les Adieux*) trägt.² Ist in dem explizit als „Haidermonolog“³ bezeichneten Ursprungstext aus dem Jahr 2000 der Name des Sprechers noch von Bedeutung, so bleibt der Sprecher der überarbeiteten Fassung namenlos. „Der Sprecher, welcher? Einer, der neueste“⁴, heißt es im einleitenden Nebentext, der die Figur nicht nur unbestimmt lässt, sondern auch auf deren Austauschbarkeit verweist. Angesichts der Kontinuität der die Figur bestimmenden Merkmale ist die Identität des Sprechers irrelevant. Dieser ist lediglich Funktionsträger und Sprachrohr jener „Bewegung“, die selbst nach Parteispaltungen, der Verwicklung ihrer Protagonisten in Korruptionsaffären und wirtschaftskriminelle Machenschaften oder dem Tod ihrer Führerfigur Jörg Haider immer wiederkehrt. Bereits im Haidermonolog kündigt der Sprecher mit seinem Rückzug aus der Bundespolitik die Wiederkehr seiner „Bewegung“ mit den Worten an: „Wir werden kommen. Und bleiben.“⁵ Und folgerichtig bezeichnet sich der namenlose Sprecher in *Das Kommen* auch als „Wiedergänger“ des Verstorbenen, wenn es heißt: „War da nicht einer, der nun wiederkommt? Mal schauen, Jesus ist es nicht, der würde mehr Lärm machen, vielleicht ein Unsichtbarer, ein Zwilling, ein Erdbeben? Ja, das wäre ihm zuzutrauen. Was sage ich als er, was hat er uns zu sagen, er als ich, nicht als Gott, als Wiedergänger“⁶. Der Theatermonolog nimmt damit einen Gedanken auf, den Jelinek bereits 2008 im Text *Von Ewigkeit zu Ewigkeit* anlässlich des Todes von Jörg Haider entwickelt hat: Die Figur des Erlösers – und als solcher inszeniert sich der rechtspopulistische „Führer“, als solcher wird er ersehnt – ist wesentlich durch das Merkmal des Kommens charakterisiert. „Das Entscheidende am Erlöser ist, daß er kommt, daß er im Kommen ist. Nie geht er“⁷, heißt es bei Jelinek. Als stets avisierte, mithin zukünftige Figur verkörpert der Erlöser auch ein immerwährendes Heilsversprechen, dessen Einlösung wie die Ankunft des Erlösers in die Zukunft verschoben

wird. Diese doppelte Zukünftigkeit macht den Erlöser unsterblich. Die Unsterblichkeit der Figur des Erlösers gilt jedoch nicht für die sie darstellende Person. In deren Endlichkeit und Austauschbarkeit erkennt Jelinek vielmehr „die Tragik des Erlösers, er kommt immer wieder, auch als ein anderer, doch er muß immer er bleiben, und man erkennt ihn bald nicht mehr. Man erkennt ihn womöglich in einem anderen. Entsetzlich!“⁸

Jelineks zahlreiche gesellschafts- und diskurskritische Einlassungen aus den vergangenen Jahrzehnten künden vom schier unaufhaltsamen Aufstieg des Rechtspopulismus, mit dem die fortschreitende „Normalisierung“ von Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus einhergeht. Die Dauerhaftigkeit der „Bewegung“ dankt sich dabei nicht der Beständigkeit ihres Personals, sondern der Kontinuität einer (Denk-)Figur, die Parteigänger und potentielle Wählerinnen unter einem als „identisch“ (im Hegel’schen Sinne von „sichselbstgleich“) imaginierten „Wir“ versammelt. Die diskursive Herstellung von Identität erfolgt dabei über die Definition und Ausgrenzung eines „Nichtidentischen“ im Sinne der Etablierung eines manichäischen Weltbildes, das zwischen „Gut“ und „Böse“ als den Attributen des „Selbst“ und des „Anderen“ unterscheidet.⁹ Gegen die „Identitätspolitik“ des Rechtspopulismus und Rechtsextremismus schreibt Elfriede Jelinek in ihrem gesamten publizistischen und literarischen Werk an. Schreibansätze sind dabei häufig tagespolitische Ereignisse, beispielsweise der sukzessive Stimmenzuwachs der FPÖ bei den diversen Wahlgängen der letzten drei Jahrzehnte, auch Gegenstand der hier diskutierten Texte. Verhandelt werden aber etwa auch die Mordanschläge gegen im burgenländischen Oberwart ansässige Roma 1995;¹⁰ der zunächst vertuschte Brandanschlag gegen eine Unterkunft Asylsuchender in Klagenfurt während der Fußball-Europameisterschaft 2008,¹¹ den die Autorin unter dem Titel *Kärntner Lied: gut* thematisiert und den sie mit der Notverstaatlichung der Kärntner Bank Hypo Alpe Adria engführt; oder aber die Entdeckung antisemitischer, rassistischer und NS-Verbrechen verherrlichender Lieder im Liederbuch der Burschenschaft Germania zu Wiener Neustadt im Jänner 2018, die Jelinek in Anspielung auf Heinrich Heines *Deutschland, ein Wintermärchen* unter dem Titel *Gut Lied! Besser wirds nicht* kommentiert.¹² Gemeinsam ist Jelineks diesbezüglichen Texten der Befund, wonach mit dem Leugnen der Mitschuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus im Nachkriegsösterreich kein Bruch und keine kritische Auseinandersetzung mit dem Faschismus erfolgen musste, dessen Denkfiguren somit unhinterfragt fortwirken konnten. Auf deren spezifischer „Identitätslogik“ basierten Selbstzufriedenheit und die fortwährende Privilegierung des „Eigenen“ vor dem „Fremden“.

Jelineks prophetische Erzählung vom „Kommen“ des Rechtspopulismus wird derweil auf der realpolitischen Ebene durch dessen tatsächliches „Ankommen“ eingeholt. Mit dem Erfolg der

Rechtsparteien, die nach einem populistischen islam- und fremdenfeindlichen Wahlkampf bei der Nationalratswahl am 15. Oktober 2017 gemeinsam 57% der Stimmen und damit die Regierungsmehrheit erhielten, scheint nun – wie im Essay *Die Österreicher als Herren der Toten* vorhergesagt – „das ganze Land mit dieser Stimme, die man uns allen endgültig abgewonnen hat“¹³, zu sprechen.

2. „Wir sind das Volk“

Wie Ruth Wodak in ihrem Aufsatz *The Establishment, the Elites, and the People* feststellt, wird das „Wir“ im populistischen Diskurs auch als „das Volk“ („populus“) entworfen, dessen „normative Ordnung“¹⁴ und Interessen als vor allem durch einen „inneren Anderen“ gefährdet dargestellt werden. Als „innere Andere“ firmieren im rechtspopulistischen Diskurs die so genannten „Eliten“, unter denen in unterschiedlichen sozio-politischen Kontexten unterschiedliche Gruppierungen nahezu beliebig subsumiert werden. Zu den „Eliten“ können Intellektuelle ebenso gezählt werden wie das international agierende Finanzkapital, Künstlerinnen ebenso wie die EU-Bürokratie; Pro-Europäerinnen ebenso wie Lehrer, Wissenschaftlerinnen oder die „Lügenpresse“. Gemeinsam sei diesen die bewusste oder unbewusste Vernachlässigung der Interessen des „wahren“ Volkes, der „kleinen Leute“, das Ignorieren der „Ängste“ derer ohne Stimme¹⁵ – und wohl auch die die Illusion eines identitären Gemeinwesens gefährdende Solidarisierung mit jenen „äußeren Anderen“, die im Herbst 2015 als Flüchtlinge zu Hunderttausenden die europäischen Grenzen passierten. Als Repräsentantinnen, Fürsprecherinnen, Beschützerinnen „des Volkes“ entwerfen sich die aktuellen rechtspopulistischen Gruppierungen und Parteien. So feiert etwa – daran erinnert auch Ruth Wodak – der 45. US-amerikanische Präsident den Tag seiner Amtseinführung als den Tag, an dem die Macht vom Washingtoner Establishment wieder ans „Volk“ übergegangen sei: „[T]oday we are not merely transferring power from one Administration to another, or from one party to another – but we are transferring power from Washington, D.C. and giving it back to you, the American People.“¹⁶ „Au nom du peuple“, also im Namen des (französischen) Volkes Politik zu betreiben, behauptet auch der französische Front National im Rennen um die Präsidentschaft 2017. Die extreme Rechte in Frankreich eignet sich damit jenen Passus der ersten republikanischen Verfassung aus dem Jahr 1793 an, demzufolge alle Gesetze, Erlässe, Gerichtsurteile mit dem Passus „au nom du peuple français“ zu versehen sind. Die Gründungserzählung des französischen demokratischen Systems wird für eine rechtsnationale Politik vereinnahmt, die behauptet, „das eigentliche Volk“ vor den Usurpationen der „Eliten“ in Paris und Brüssel zu bewahren.¹⁷ Ähnlich verfährt die islam- und fremdenfeindliche Vereinigung „Patriotische Europäer gegen die

Islamisierung des Abendlandes“ (PEGIDA), die die Parole „Wir sind das Volk“, mittels derer 1989 bei den Montagsdemonstrationen die Demokratisierung der DDR eingefordert wurde, „völkisch“ umdeutet. In den multiethnischen Niederlanden wiederum verspricht der Kandidat der rechtsnationalen Partij voor de Vrijheid (PVV) unter dem Slogan „eigen volk eerst“¹⁸ (das eigene Volk geht vor), nach seinem Wahlsieg den „wahren“ Niederländerinnen und Niederländern ihr Land zurückzugeben, das die „Eliten“ längst preisgegeben hätten. Und nicht zuletzt entwirft sich die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ), seit langem im politischen „Establishment“ angekommen, als Partei, die als einzige die Interessen des „wahren“ Volkes gegen eine „korrupte“ und „abgehobene“ politische „Elite“ – in der Diktion des Kandidaten bei der Präsidentschaftswahl 2016 die „Schickeria“¹⁹ – verteidige.

Der Politikwissenschaftler Ivan Krastev ortet in den verschiedenen rechtspopulistischen Gruppierungen und Parteien Gemeinsamkeiten. Der Populismus richte „die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht auf individuelle, sondern auf kollektive Ängste“. Mit ihm gehe die „Rückkehr zu einer stärker an Personen orientierten Politik [einher], in der politische Führer eine sehr bedeutsame Rolle spielen und Institutionen meist mit Misstrauen bedacht werden“. Der Konflikt zwischen Links und Rechts werde „durch einen Konflikt zwischen Internationalisten und Nativisten ersetzt“. Schließlich gehe mit der „Explosion der Ängste“²⁰ auch eine Abkehr vom Demokratieverständnis der vergangenen Jahrzehnte einher, wonach Demokratie und Liberalismus eine Einheit bilden. Was Krastev für die rechtspopulistischen Gruppierungen im Allgemeinen konstatiert, trifft auch auf die FPÖ zu. Auch diese setzt auf eine „Politik der Gefühle“²¹, die vor allem die Ängste einer westlichen „Abstiegsgesellschaft“²² bedient, die, seit in den 1980er Jahren der Prozess des kollektiven Aufstiegs in den westlichen Industrieländern an ein Ende gekommen ist, zunehmend um ihre soziale Position und ihren Wohlstand fürchtet. Das Scheitern am neoliberalen Imperativ, der Autonomie in Form einer „[m]arktkonforme[n] Individualität“²³ zur Voraussetzung des gelingenden Lebens in einer vollständig ökonomisierten Lebenswelt erhebt, wird zur zentralen Angst in den postindustriellen Gesellschaften. Denn die „tatsächlich gewachsene Autonomie des modernen Individuums ist gebunden an seine Marktperformativität“, stellt der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Oliver Nachtwey fest. „Die Gewinner erhalten eine Autonomiedividende, die Verlierer erfahren Disziplinierung und Stigmatisierung.“²⁴ Hand in Hand mit der Liberalisierung der Märkte und der Ökonomisierung aller Lebensbereiche gehen Prozesse fortschreitender sozialer Desintegration und die Erosion der „Selbstwirksamkeitserfahrungen vieler Individuen“ – Prozesse, die wiederum das „Bedürfnis nach Überschaubarkeit, Kontrollierbarkeit und Sicherheit“²⁵ befördern.

Hier treten die rechtspopulistischen „Bewegungen“ auf den Plan. Sie kanalisieren die materiellen und kulturellen Statusängste, indem sie sie für ein Ressentiment nutzbar machen, das sich gegen Fremde, Frauen, Minoritäten, Flüchtlinge, Jüdinnen und Juden, Musliminnen und Muslime, Sinti und Roma, aber auch gegen die sogenannten „Eliten“ richtet, ohne sich mit der Frage der vermeintlichen Alternativlosigkeit der Märkte auseinandersetzen zu müssen. Als „Affektkoalitionen der Ressentimentgeladenen“²⁶ – so eine Wendung Nachtweys – garantieren sie die identitäre Schließung in einer Wir-Gruppe und versprechen eine „regressive Modernisierung“. Diese impliziert die Verabschiedung eines „liberalen Konstitutionalismus“, mithin die Ablöse von „Demokratie als eine[r] Staatsform, welche die Emanzipation von Minderheiten fördert, durch Demokratie als ein politisches Regime, das die Macht der Mehrheiten“ – also „des Volkes“²⁷ – sichert.

3. „Uns eint in Wahrheit das Nichts. Daher gehört uns ALLES“ oder „Die Österreicher als Herren der Toten“

Als konstitutives, „vielleicht sogar wichtigstes Merkmal“ jeglichen Populismus gilt in der Politikwissenschaft „die Identitätspolitik“²⁸, also die Herstellung von vermeintlich homogenen Wir-Gruppen, die sich durch die Konstruktion eines inneren oder äußeren „Anderen“ als homogene Gemeinschaften imaginieren. Dem österreichischen Rechtspopulismus kommt in der „Internationale der Nationalisten“²⁹ diesbezüglich jedoch eine Sonderstellung zu, können doch seine Identitätskonstruktionen nicht anders als vor dem Hintergrund des historischen Erbes des Nationalsozialismus bewertet werden. Die Beziehungen zu diesem Erbe sind dabei strukturelle ebenso wie ideologische. So steht etwa die FPÖ, hervorgegangen aus dem Verband der Unabhängigen (VdU), der seinerseits ab 1949 als Sammelbecken für parteipolitisch heimatlos gewordene ehemalige NSDAP-Mitglieder fungierte, schon strukturell in der Tradition des Nationalsozialismus. Sie steht jedoch auch in der Tradition „des wesentlich älteren deutschnationalen Lagers“³⁰, auf dessen kleines, aber intaktes „Milieu“ – bestehend aus studentischen Verbindungen und anderen deutschnationalen Verbänden sowie deren Medien – sie zurückgreift.³¹ Die Engführung der wichtigsten Versatzstücke rechtspopulistischer Rhetorik, deren sich die Partei seit Ende der 1980er Jahre, konkret seit ihrer Umwandlung in eine „rechtspopulistische und demagogisch-aktionistische Protestpartei“³² befleißigt, mit zentralen Denkfiguren des Rechtsextremismus erhellt die auch ideologische Nähe der Partei zu Letzterem: Der Rekurs auf das Konzept einer „Volksgemeinschaft“, die „dem Individuum Geborgenheit an dem ihm zustehenden Platz“³³ garantiere, die Ausgrenzung alles „Fremden“ aus dieser als homogen imaginierten „Gemeinschaft“, demgemäß die Ablehnung jeglichen Multi-

kulturalismus, die Benennung von „Sündenböcken“, die die als negativ empfundenen Folgen des sozialen Wandels zu verantworten hätten, schließlich die Verharmlosung bis hin zur Leugnung der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen sind konstituierende Bestandteile rechtsextremer ebenso wie rechtspopulistischer Rhetorik.³⁴ Die Intensität, mit der die FPÖ diese Rhetorik gebrauche, „in Verbindung mit ihrer Natur als ‚Traditionspartei‘ – eine Tradition, die auch die NSDAP-Vergangenheit miteinschließt“³⁵, lassen etwa Anton Pelinka zufolge die Einordnung der Partei als zumindest partiell rechtsextremistisch zu.³⁶

In ihrem Zeitungsessay mit dem Titel *Die Österreicher als Herren der Toten*, den Elfriede Jelinek im November 1991 anlässlich des Wahlerfolgs der FPÖ verfasste, die bei der Wiener Gemeinderatswahl 22,5% der Stimmen errungen hatte, erklärt die Autorin einer nicht-österreichischen Leserschaft den politischen Aufstieg der „rechtsradikale[n] Freiheitliche[n] Partei“³⁷, zu diesem Zeitpunkt die erfolgreichste unter den rechtsextremen Parteien in Europa. Dass deren fremdenfeindliche „Identitätspolitik“ gerade in Österreich auf fruchtbaren Boden fällt, sieht Jelinek in der Verfasstheit österreichischer Identität begründet, die auf dem „Zunichtemachen von anderen“, auf der „Aufhebung fremder Identität“³⁸ beruhe. Ursprünglich eine Auftragsarbeit der italienischen Tageszeitung *La Repubblica*, erschien der Artikel zunächst in dieser auf Italienisch unter dem Titel *Infelix Austria*. Unter dem Titel *De l'Autrichien comme seigneur de la mort* publizierte die französische Tageszeitung *Libération* den Text. Die niederländische Zeitung *De Groene Amsterdammer* brachte ihn unter dem Titel *Wij, Oostenrijkers!*. Die internationale Aufmerksamkeit, die der Essay erregte, festigte wohl auch Elfriede Jelineks Ruf als „Nestbeschmutzerin“, ein Epitheton, mit dem sie der österreichische Boulevard und die FPÖ spätestens seit der Uraufführung ihres Stückes *Burgtheater* im Jahr 1985 und bis zur Verleihung des Nobelpreises regelmäßig bedachten.³⁹

1991 entstanden, also zur Zeit der Arbeit am Roman *Die Kinder der Toten*, enthält der Essay Jelineks Kernaussage zur „österreichischen Identität“, die auch den Roman durchzieht: Der schuldhaften Verstrickung Österreichs in die Verbrechen des Nationalsozialismus und der Verdrängung eben dieser Schuld stehen die Selbstentwürfe einer österreichischen „Nation“ an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert gegenüber, die sich über den Sport, das Volkstümliche, den Katholizismus, die Landschaft als identisches, im wörtlichen Sinne „sichselbstgleiches“ und sich selbst genügendes Gebilde definiert. „Dieses Geschlecht fickt sich selbst, denn es ist das letzte seiner Art, seine Subjektwerdung ändert nichts Wesentliches“⁴⁰, heißt es etwa in Jelineks „Opus magnum“, dem Roman *Die Kinder der Toten* aus dem Jahr 1995 in Anspielung auf jenen Selbstermächtigungsprozess, in dem sich ein Subjekt, hier die Gesellschaft der Zweiten Republik, als „das Wesentliche“ bejaht und dabei ein „Anderes“ „als das

Unwesentliche, als Objekt“ gesetzt hat. Die Position des Subjekts in dieser dichotomen Ordnung, die mit dem gewaltsamen Ausschluss, ja der Ermordung alles „Nicht-Zugehörigen“ bereits 50 Jahre zuvor etabliert wurde, erweist sich jedoch als imaginäre und äußerst prekäre. Denn das „von diesem gesegneten Muttergottesstaat als Ausschluß Verworfene“⁴¹ kehrt zurück, „[d]a hilft kein Heimischwerden in dem, was wir getan haben“⁴². Mit der Wiederkehr des Verdrängten (in Gestalt von Millionen von Toten) lösen sich im Roman die binären Kategorien von Subjekt und Objekt, von Geist und Materie, von Kultur und Natur, schließlich von Leben und Tod ebenso auf, wie die Größen des Raumes und der Zeit ihren Status als apriorische Formen unserer Sinnesanschauung einbüßen. Die verdrängte Schuld erscheint als das unangefügte Dritte, das den behaglichen Antagonismus von „Innen“ und „Außen“ stört und schließlich das vormals scheinbar Stabile und damit jegliche Gewissheiten liquidiert. „Wir implodieren in unsere Schuld hinein“⁴³, heißt es im Roman.

Im Essay firmieren die Österreicherinnen und Österreicher nicht als die „Kinder der Toten“, sondern als deren „Herren“, die sich – nach 1945 auch Souveräne der Geschichtserzählung – ein zweites Mal über die von ihnen Ermordeten erhoben haben. Denn im „Opfermythos“, demzufolge Österreich als „das erste von Hitler besetzte Land“⁴⁴ an den Verbrechen des Nationalsozialismus keine Mitschuld tragen könne, bleiben die Opfer des Genozids ungesagt. „[W]ir waren ja die ersten Opfer, und diejenigen, die von uns zu Opfern gemacht wurden, die zählen nicht“, fasst Jelinek die bis 1991 geltende „Staatsdoktrin, [...] eine Lüge“⁴⁵, zusammen. Der Vernichtung der zentraleuropäischen Jüdinnen und Juden steht der „kollektive Wille zur endlosen Unschuldigkeit der Österreicher“⁴⁶ gegenüber, der sich im Konstrukt der österreichischen Nachkriegsidentität niederschlägt. Dieses erweist sich jedoch angesichts der Wiederkehr des Verdrängten als *nichtig*, wenn es heißt:

In den Staub unserer Volksmusik, unserer Mozartbeschwörungen und unserer walzeranzenden weißen Pferde sind wir endlos geworfen. Unsere Identität beruht auf der Aufhebung fremder Identität. Und wenn wir nach ihr wühlen, wühlen in unseren beliebten Delikatessen, Sachertorte, Schlagobers, Apfelstrudel, finden wir immer nur: nichts, denn diese schönen Dinge, durch die wir uns von den anderen abzuheben trachten, sind in dem Augenblick in sich aufgehoben, fallen zu Null zusammen, da es den anderen durch unsere Schuld nicht mehr gibt [...].⁴⁷

Tötung und Totschweigen haben in den Selbstentwürfen der „Nation“ eine Leerstelle entstehen lassen – jenes Nichts, auf dem Elfriede Jelinek zufolge „österreichische Identität“ gründet. „Und sind es die großen Toten, die eine Nation einigen“, heißt es im Essay, „so sind es bei uns die Toten, die wir hergestellt haben, ist es die über slawische Felder gewehte Asche, sind es die Knochen der Ermordeten. Uns eint in Wahrheit das Nichts.“ Und Jelinek fügt hin-

zu: „Daher gehört uns ALLES.“⁴⁸ In der Kolonialisierung der Leerstelle, ihrer Semantisierung als „Eigenes“, kann die Schuld verdrängt und über den angeeigneten, nunmehr „homogenen“ Innenraum allein verfügt werden. Diese Lesart österreichischer Nachkriegsgeschichte präsentiert Jelinek auch in einem 1993 in der *FAZ* erschienenen Artikel, einer Hommage an die österreichische Dichterin Elfriede Gerstl. Zu Gerstls Gedicht *Wer ist denn schon*, das um die Frage „wer ist denn schon zu hause bei sich“ kreist, schreibt Jelinek mit Blick auf die „Österreicher als Herren der Toten“:

Sie bezweifeln nie, daß sie zu Hause sind, denn dort haben sie sich ihr Essen gekocht. Wo die Knochen auf den Boden gefallen sind, diesen bedeckend bis zu den Knöcheln in glänzenden Schuhen, dort, wissen sie, ist der heimische Herd, in dem sie immer wieder andere verheizt haben. Daher gehört ihnen alles mehr als den anderen. Sie sind mehr bei sich, denn nirgends ist es schöner als bei sich, um in sich bei sich zu sein, also doppelt zu sein. Das Eigene müssen sie nicht lernen, denn sie, nur sie haben es ja hergestellt. Und daß sie dieses Eigene vor den Fremden behüten, macht sie, so denken sie, umso heimischer. Je mehr sie das denken, umso fester sitzen sie in sich, wie festgewachsen.⁴⁹

Das scheinbare Paradoxon, aus dem „Nichts“ den Anspruch auf „ALLES“, sonach den „vollen Besitz“ abzuleiten, verweist aber auch auf den Illusionscharakter von Identität. Bereits in Hegels *Parabel von Herrschaft und Knechtschaft* – diese ist in Jelineks Essay als Intertext gegeben – bedarf der Herr, um mit sich vermittelt zu sein, der „Anerkenntnis“ durch einen „Anderen“. Sein „einfaches Fürsichsein“, jene „Sichselbstgleichheit“, die aus dem „Ausschließen alles *anderen aus sich*“⁵⁰ resultieren soll, lässt sich nur in einem narzisstisch definierten Imaginären, im Reich der Bilder, realisieren. Nur in diesem kann sich ein „imaginäres Ich“ als vollkommen und unhinterfragt erkennen und – so Jacques Lacan – im „vollen Besitz“ seiner eigenen Bedeutung wähen.⁵¹ Denn nur in diesem wird ihm, dem Herrn, nirgendwo die „harte Forderung des wechselseitigen Sich-Ineinander-Erkennens“⁵² entgegengebracht. In der realen Begegnung mit einem Anderen dagegen ist das Selbstbewusstsein – bei Hegel gleichbedeutend mit dem Herrn – „*außer sich* gekommen [...], es hat sich selbst verloren, denn es findet sich als ein anderes Wesen“. Das Andere hebt es insofern auf, als es dieses nicht als Wesen, sondern „*sich selbst im Anderen*“⁵³ sieht. In der Aufhebung der Andersheit hebt es folglich auch sich selbst auf. Mit der Vernichtung der anderen und der Verdrängung der Schuld werden die Österreicher zwar zu den „Herren der Toten“. Damit „in sich bei sich zu sein, also doppelt zu sein“, erweist sich jedoch als Chimäre, hätten sich die „Herren der Toten“ doch – Hegelianisch gelesen – in der Begegnung mit den anderen auch selbst aufgehoben.

Als instabile, gefährdete Größe bedarf Identität der fortwährenden diskursiven Herstellung und Festigung. Diese erfolgen gemäß einer dichotomen Logik, die Identisches von Nichtidentischem trennt und Ambivalenzen grundsätzlich in Identisches überzuführen sucht. Die Grenzziehung zwischen „Innen“ und „Außen“ und die Positionierung des jeweils Zugehörigen beziehungsweise Nicht-Zugehörigen im entsprechenden Paradigma erzeugen dabei die Illusion, nicht nur Symmetrie zwischen den Paradigmata, sondern vor allem Eindeutigkeit, Identität innerhalb dieser herzustellen. In Österreich sind es Elfriede Jelinek zufolge fremdenfeindliche und antisemitische Diskurse, die der Herstellung und Aufrechterhaltung jener vermeintlichen Einheit dienen, die es, historisch besehen, nie gegeben hat. „Das österreichische Bewußtsein, nie ein Einiges gewesen zu sein, sondern stets etwas Heterogenes, ein Völkergemisch [...], hat zur totalen Abgrenzung gegen das Fremde geführt, das einfach nicht zu uns gehören darf“⁵⁴, erklärt die Autorin jenen identitätslogischen „Reflex“, der „in Österreich auf Natur zu gründen scheine [...], mit solcher beinahe organischen Selbstverständlichkeit“⁵⁵ trete er zutage. Die Regelmäßigkeit und Vehemenz, in der identitätslogische Festlegungen erfolgen, lassen auf den Grad der Prekarität von Identität schließen. Deren Krisenhaftigkeit scheint – so auch die Alteritätstheorie – die definitorische Fixierung des Fremden geradezu existentiell zu erfordern, verweist doch allein die Existenz des Fremden „auf die Vergeblichkeit des Wunsches nach Einheit, Einheitlichkeit, ja auf die imaginäre Struktur, die gerade die faßbarsten Charaktere der Realität der Gemeinschaft ausmachen“⁵⁶. Wenn auch kein Freund, so steht der Fremde doch in der unmittelbaren „Umwelt“⁵⁷, im sozialen Innenraum des Ich. Er ist ein Zugehöriger, er ist der, der die raum-zeitliche Distanz überwindet und zum integralen Element der Gruppe wird, er ist – um mit Georg Simmel zu sprechen – der, der „heute kommt und morgen bleibt“⁵⁸. Als der „potentiell Wandernde“⁵⁹ schließt er – trotz seiner immanenten Gliedstellung – „zugleich ein Außerhalb und Gegenüber“⁶⁰ ein. „Daß diese Anderen einfach da sind und bei uns bleiben wollen, macht sie schon zu Schuldigen“, heißt es diesbezüglich bei Jelinek. „Wir ertragen eben nur uns selbst. Unendlich geht das weiter: wir vor den anderen, das Eigene vor dem Fremden.“⁶¹

Auffällig ist der spezifische Gebrauch des Personalpronomens „Wir“ im Text, unter dem Jelinek die Gesamtheit der nachgeborenen Österreicherinnen und Österreicher, die „Kinder der Toten“, versammelt. Dieses inklusive „Wir“, dem sich über weite Strecken auch das Aussagesubjekt des Textes zuzählt, resultiert bei Jelinek aus der gemeinsamen Schuld, „eine[r] Erbschuld [...], durch Geburt erworben“⁶². Im unterschiedlichen Umgang mit der Schuld zeigt sich Jelineks „Wir“ jedoch als semantisch changierend. Bezeichnet es mitunter eine Gemeinschaft, in der sich unterschiedliche Stimmen – eben die (selbst-)kritische des Aussagesub-

jekts, aber auch die von Karl Kraus, Hugo von Hofmannsthal und Thomas Bernhard – zur Frage der österreichischen Identität äußern, so verengt es sich im Laufe des Textes immer mehr zu jenem identitätslogischen, einsinnigen und einstimmigen „Wir“ des populistischen Rechtsextremismus, das sich nicht über das Hofmannsthal'sche „geistige Anhangen“⁶³ zur Gemeinschaft verbindet, sondern über den gemeinsamen Boden. „Jetzt genügt es also, daß wir einfach da sind, um die Anderen zu vertreiben. Und daß wir das schon einmal, und zwar in der brutalsten Katastrophe, die die Geschichte kennt, getan haben, spielt heute keine Rolle mehr. Wir sind wir, und wir bleiben da“⁶⁴, beschreibt Jelinek die geschichtsvergessene Ermächtigung von sich „sichselbstgleich“ wählenden „Herrenmenschen“⁶⁵ über die Anderen – die toten und die lebenden.

4. Identitätsbegehren oder „Was zu fürchten vorgegeben wird“

Was zu fürchten vorgegeben wird lautet der Titel einer Rede, die Elfriede Jelinek am 12. November 1999 auf dem Wiener Stephansplatz bei der Demonstration *Keine Koalition mit dem Rassismus* hielt. Acht Jahre nach ihrem Zeitungssessay *Infelix Austria* bezieht die Autorin wieder deutlich Stellung gegen eben jene Politik des Ressentiments und der Ausgrenzung, die die FPÖ im Wahlkampf um die Nationalratswahl 1999, aus der sie als zweitstärkste Partei und letztlich als Regierungspartei hervorgehen sollte, auf Plakaten mit den Worten propagiert hatte: „Wir garantieren: Stopp der Überfremdung! Österreich zuerst!“⁶⁶ „Österreich zuerst“ war auch der Titel des sogenannten „Anti-Ausländer-Volksbegehrens“, das die FPÖ im November 1992 mit dem Ziel initiiert hatte, die Zuwanderung einzuschränken. „Was zu fürchten vorgegeben wird, ist eine sogenannte Überfremdung“⁶⁷, setzt denn auch Jelineks Rede ein, um im nächsten Satz diejenigen zu benennen, die zu fürchten vorgeben: „die Porschefahrer und Großgrundbesitzer, die Papierbarone und smarten Werbefritzen“⁶⁸, Metonymien, die auf Besitz, sozialen Status und Habitus der Bezeichneten verweisen, hinter denen die Demonstrierenden im November 1999 jedoch unschwer die damalige Führungsriege der FPÖ (Jörg Haider, Thomas Prinzhorn, Gernot Rumpold oder auch Karlheinz Grassler und Walter Meischberger) identifizieren. Jelinek freilich nennt auch in diesem Text keine Namen, ist es ihr doch um die Demaskierung eines politischen Diskurses zu tun, der sich in immer wiederkehrenden Denkfiguren und sprachlichen Gesten äußert. Dem „Wahlvolk“ werde suggeriert, „ein einiges Ganzes [...], ein Volksganzes“ zu bilden, „das aber von einer Art Keim des Bösen befallen [sei] und daher eine „Überfremdung“ zu fürchten“⁶⁹ habe, schreibt die Autorin. Diejenigen, die zu fürchten vorgeben, können Jelinek zufolge „etwas wie Überfremdung“⁷⁰ freilich nicht fürchten. Besitz, soziale Stellung und Habitus verleihen ihnen jenen gleichsam hegelianischen

Status als „Herren“, die „sehr genau wissen, wer sie sind“, und deshalb „das Andere nicht fürchten“⁷¹. Über die Furcht vor dem Herrn hingegen definiert sich Hegels Objekt, sein Knecht als identisch. Dessen Furcht nun – in Jelineks Rede die Furcht „[s]oviele[r] andere[r], die *sich* nicht kennen“⁷² – findet sich in einer Art emotionaler Verschiebung in das Ressentiment gegen „Andere“ umgeleitet und stützt letztlich die politischen Machtinteressen der „Führer und Einpeitscher dieser Partei“, derjenigen, die sich „nicht fürchten“⁷³.

Furcht resultiert hier aus prekärer Identität, die Abwesenheit von Furcht dagegen kennzeichnet „identische“ Subjekte. Dass Sichselbstgleichheit, Eindeutigkeit und Gewissheit indes illusorische Größen sind, Identität per se Andersheit impliziert, zeigt Jelinek auch in ihrer Rede, wenn sie meint: „Diese Freiheitlichen wissen aber nicht, daß sie selber anders sind in dem trivialen Sinn, daß eben jeder anders ist als der andere, aber ihre Anführer wissen es natürlich schon.“⁷⁴ Die eigene Andersheit, die hier in der Bedeutung als Unterscheidungsmerkmal zwischen Identitäten angeführt wird, kennt aber noch eine zusätzliche Bedeutung. Denn tatsächlich erscheint das Erkennen der eigenen Andersheit als ein Parallelphänomen, wenn nicht ein Resultat des modernen Zivilisationsprozesses, im Zuge dessen die Fremdheit des *äußeren Anderen* nach und nach aufgehoben, gleichzeitig jedoch ein *innerer Anderer* zutage gefördert wurde.⁷⁵ Mit dem Prozess der *Ent-Fremdung* (im Sinne von: Weniger-fremd-Werden) äußerer Andersheit und der Situierung des Fremden im einzelnen Subjekt selbst verlagert sich auch das Bedrohliche, das die Stabilität und Identität Gefährdende von außen nach innen. Es ist nach Julia Kristeva das Wissen um die Existenz des Unbewussten, „jenes seltsame[n] Bündel[s] von Trieb und Sprache, von Natur und Symbol“⁷⁶, das die innere Fremdheit, die Desintegration des Subjekts deutlich macht. Fortan wissen wir, dass wir selbst uns fremd sind. Fremdheit ist damit keine Eigenschaft mehr, die auf den Fremden oder das Fremdartige reduziert ist, sondern sie wird zur bestimmenden Qualität des modernen Subjekts und somit universell.

Im Diskurs des Rechtspopulismus jedoch ist Fremdheit einzig eine Qualität der „Anderen“, „das Fremde auf[zu]spüren“⁷⁷, gilt sohin als Auftrag an die Anhängerschaft, ist doch nur in der Identifizierung des „Anderen“ die Illusion eines homogenen sozialen Innenraumes aufrechtzuerhalten. „Überall nur wir. Ein schönes Gefühl. Nie allein, wir alle gemeinsam, gerade indem wir umzingelt sind von den anderen.“⁷⁸, beschreibt der Text den Zusammenschluss zu einer „identischen“ Wir-Gruppe, die im Ausschluss der – hier auch als zahlreich imaginierten – „Anderen“ die einzig wirksame Strategie gegen „eine sogenannte *Überfremdung*“⁷⁹ und damit das Remedium gegen die „Furcht“ erkennt. Andersheit bleibt dabei immer eine Konstruktion; die Realität, als die sie sich offenbart, ist eine „Realität des Imaginären“. Denn die

„Logik der Ordnung, die die stärkere Seite zu etablieren wünscht“⁸⁰, hat – wie auch Zygmunt Bauman feststellt – für Selbstentwürfe der „Anderen“ keinen Raum. In den ungleichgewichtigen Relationen zwischen den Zugehörigen und Nicht-Zugehörigen kann der „Andere“ lediglich als Objekt beziehungsweise als Opfer imaginiert werden, das – je nach politischer Notwendigkeit – zur Ausrottung freigegeben wird. „Anders sein, das sollen viele, weil viele es angeblich bereits sind, und anders aus keinem anderen Grund als dem, daß wir sie bekämpfen können“⁸¹, heißt es entsprechend im Text. Wenn Jelinek in der Folge das Adverb „anders“ aus seiner Verbindung mit dem Verb „sein“ löst, es dem Verb „werden“ beifügt und meint, „[a]nders sein soll niemand. Eins ist allerdings sicher: es muß anders werden!“⁸², so eröffnet sie im Text eine weitere Bedeutungsebene. Geht nämlich mit der Idee der Abwehr von „Andersheit“ in der dichotomen Logik der Xenophobie ein Identitätsversprechen einher, so enthält umgekehrt der Begriff des „Anders-Werdens“ ein Wendeversprechen, das, einmal eingelöst, die gewaltsame Etablierung der Herrschaft der „Normalen“ bedeute. In der totalitären „Gewalt der Identität, die *sich* wiedererkennt und in allem *sich* identifiziert“⁸³ – Philippe Lacoue-Labarthe und Jean-Luc Nancy sprechen von der „Gewalt des Narzißmus“, die allen modernen Totalitarismen eigne – verbünden sich Elfriede Jelinek zufolge „wieder Schrecken und Normalität, der Terror der Normalität und die Normalität des Terrors“⁸⁴.

Mit dem Temporaladverb „wieder“ stellt Jelinek ihren Befund von der Gewaltförmigkeit der identitätslogischen Denkfigur des Rechtspopulismus in die Tradition des Faschismus. Nicht von ungefähr evoziert sie am Ende ihrer Rede denn auch das Bild des Zuges, in dem die **schier** unaufhaltbare Macht der Massenbewegung sichtbar wird, wenn es heißt: „Die Schranken fallen, das Licht springt um auf Rot, aber es hält sie nichts mehr, es ist buchstäblich kein Halten mehr. Der Zug kommt, und sie rennen mit.“⁸⁵ Die Metapher des Zuges ist dabei freilich doppeldeutig. Sie verweist auch auf das verdrängte Bild der Massentransporte und damit die Erinnerung an die Ermordung und Vertreibung der österreichischen Jüdinnen und Juden durch den Nationalsozialismus, die im gesamten Text nicht explizit erwähnt wird, die diesen jedoch als stummer Referenztext durchzieht. In Jelineks politischer Intervention vom 12. November 1999 ist noch Raum zu politischem Handeln und Zeit zur Umkehr, wenn sie ihre Rede mit dem Satz beendet: „Ich hoffe, wir können die Weichen noch rechtzeitig stellen und der Zug ist noch nicht abgefahren.“⁸⁶

5. „Jetzt sind wir da“ oder „Das Kommen“

Anders als bei den beiden vorhergehenden Texten, die der literarischen Publizistik zuzuordnen sind, handelt es sich beim Theatermonolog *Das Kommen* um einen genuin literarischen

Text, der – deutlicher als der Zeitungssessay oder die Rede – auf ästhetische Verfahren abhebt. Wie sein Vorgängertext, der „Haidermonolog“ *Das Lebewohl (Les Adieux)*, den er ja, wie eingangs beschrieben, variiert, stellt sich auch *Das Kommen* ausdrücklich in die Tradition der *Orestie* des Aischylos. Auf der formalen Ebene klingt die antike Vorlage in der mitunter metrisch gebundenen und im „genus sublime“ gehaltenen Rede des Sprechers fraglos nach. Inhaltlich spiegelt sich die *Orestie* im Thema der Ablösung des Matriarchats durch das Patriarchat.⁸⁷ Aber auch Passagen aus Jörg Haiders Artikel *Glücksgefühl nach banger Stunden*, der im März 2000 in der Zeitschrift *News* erschien und den Jelinek in *Das Lebewohl* explizit als Referenztext anführt, finden sich noch in der neueren Monologversion.⁸⁸ Nicht explizit genannte Referenztexte sind etwa das *Neue Testament*, Jelineks Flüchtlingsdrama *Die Schutzbefohlenen* oder auch Shakespeares Drama *Der Kaufmann von Venedig*. Darüber hinaus nimmt *Das Kommen* Bezug auf gegenwärtige politische Ereignisse, wie die Notverstaatlichung der Kärntner Bank Hypo Alpe Adria, den Wahlkampf zur Bundespräsidentenwahl 2016, die aktuelle Flüchtlingspolitik oder etwa die Störung einer Aufführung der *Schutzbefohlenen* durch eine Gruppe von „Identitären“. Dem neuen Text vorangestellt ist das Bild einer Kornblume – „Parteiblume“ der antisemitischen und deutschnationalen Schönerer-Bewegung sowie Erkennungszeichen illegaler Nationalsozialisten in der Zeit zwischen 1933 und 1938 –, die FPÖ-Mandatare zwischen 2006 und 2013 bei Angelobungen zum Nationalrat trugen. Mit der Fotografie einer an einem Anzugsrevers befestigten Kornblume, die Jelinek am Ende des Textes platziert, wird die Nähe des Kandidaten der FPÖ sowie die seiner Partei zu Deutschnationalismus und Nationalsozialismus ins Bild gesetzt, eine Nähe, die im Text selbst sprachlich indiziert wird.⁸⁹

Alles in allem ruft der kurze, in vier Absätze gegliederte Theatermonolog⁹⁰ eine Vielzahl an politischen, historischen, ökonomischen, religiösen und literarischen Prätexten auf und präsentiert sich als dichtes intertextuelles Gewebe, in dem unzählige Stimmen zusammenklingen, einander ablösen oder widersprechen, auf thematische Abwege führen und den Text als polyphone „babylonische Mauer“⁹¹ entstehen lassen, als jenen Ort, an dem sich – wie Juliane Vogel überzeugend dargestellt hat – „auktoriale Äußerungen auf einen kollektiven Sprecherraum hin öffnen und individuelle Sprechersignaturen in herrenlose Reden auflösen“⁹². Jelineks „babylonische Praxis“⁹³ ist dabei gleichermaßen ästhetisches Verfahren wie Mittel der politischen Intervention, zielt doch die „Verwirrung der Sprachen“ und Diskurse, die den Text als ästhetischen konstituieren, vor allem auf die Unterwanderung jeglicher Vorstellung von Hegemonie und Deutungshoheit, die die „Fiktion souveräner und präsentischer Autorschaft“⁹⁴ im Wesentlichen ausmacht. Wenn in *Das Kommen* der namenlose Sprecher nicht immer

„Herr“ seiner Rede ist, sich der per definitionem einstimmige Monolog zu einer vielstimmigen Textfläche ausweitet, so wird mit dessen Einstimmigkeit auch seine Einsinnigkeit verabschiedet. Bereits der Beginn des „Monologs“ zeugt von der Aushöhlung der Autoritätsposition des vermeintlich souveränen Sprechers. Denn tatsächlich vermag sich dieser erst im zweiten Satz seiner Rede zu bemächtigen. Sein Eingangssatz dagegen erscheint wie von einer fremden Stimme infiltriert, wenn es heißt: „Die Zuversicht vertreiben wir aus dem Land, denn wir sind stark!“ „Entschuldigung, nein“, korrigiert denn auch der Sprecher das Gesagte, „wir bringen sie, die Zuversicht, mit federleichtem Leib.“⁹⁵

Wie in *Das Lebewohl* die Figur Jörg Haiders wendet sich im neueren Theatermonolog der namenlose Sprecher an seine Anhängerschaft. Im Vollgefühl des Sieges verkündet er die Ankunft seiner „Bewegung“, dabei jeweils den leitmotivischen Satz „jetzt sind wir da“ variierend. Das „Wir“, als dessen Sprecher sich die Figur entwirft, umfasst vorerst die Partei und ihre Wählerinnen und Wähler. Diese firmieren im Text wie auch in den realen Reden der rechtspopulistischen Führer, deren Grundaussagen Jelinek hier ästhetisch transformiert wiedergibt, als die „Guten, die nicht geschändet werden wollen, von Fremden in ihren Betten, auf dem Bahnhof, vor der Kirche“⁹⁶ und die – wie auch im Essay *Die Österreicher als Herren der Toten* ausgeführt – das Land für sich reklamieren. Die Zugehörigkeit zu diesem beweisen sie durch Pflege des Brauchtums („Wir tanzen Polka, Ländler, Plattler, Reigen“⁹⁷) sowie durch das Bekenntnis zum patriarchalischen Katholizismus („wir hörn auf die Heimat, die Eltern, vor allem den lieben Vater“⁹⁸). Im fortschreitenden Text deutet der „Sieger“ das „Wir“, vorerst noch die „Minderheit der Vielen“⁹⁹, zur alle umfassenden Totalität um. „Wir sind alle“, behauptet der Redner, „und wer noch fehlt, den verrechnen wir nachher miteinander. Mit dem rechnen wir ab. Wir rechnen ihn gegen die anderen auf [...]“¹⁰⁰ Mit dem Phantasma des totalen „Wir“ entwirft der Sprecher ein homogenes Kollektiv, das Sichselbstgleichheit durch den gewaltsamen Ausschluss aller ihm nicht subsumierbaren „Anderen“ erlangt: der kritischen Intellektuellen, jener „Schreiberlinge“, deren „Gift“ jedoch nur „nutzlos [...] zu Boden“¹⁰¹ tropft, der politischen Gegner im Rennen um die Präsidentschaft, jener „Beller, die ans Bellen glauben, [der] Empörer“, der „haßerfüllte[n] Linke[n]“ und nicht zuletzt der Asylsuchenden, jener „Schutzbefohlenen“, die „von draußen“¹⁰² kommen und auch draußen bleiben sollen. Die totale Herrschaft kündigt er mit den Worten an: „Wir werden Nachsicht walten lassen, aber nicht mehr lang. Wir werden einmal mit ihnen reden, aber nicht mehr lang, wir werden zweimal mit ihnen reden, wir werden dreimal mit ihnen reden, aber nicht mehr lang, [...] und dann sind wir da und bleiben da, wo wir jetzt schon sind.“¹⁰³

Insgesamt weist der Theatermonolog alle Elemente der Jelinek'schen Kritik an der Wiederkehr und dem Aufstieg der extremen Rechten in Österreich auf. Anders als in den beiden publizistischen Texten reagiert Jelinek auf deren totalisierendes Sprechen, die identitätslogische Verfasstheit rechtspopulistischer Ideologeme, die historische und strukturelle Nähe der „Bewegung“ zum Nationalsozialismus, die Leugnung der Mitschuld an dessen Verbrechen nicht aus der distanzierten Autorinnenposition. Sie lässt diese vielmehr in der als intertextuelles Ereignis gestalteten Rede des Sprechers selbst laut werden. Im Ineinandergreifen von Stimmen und Gegenstimmen werden die sprachlichen und inszenatorischen Gesten des Rechtspopulismus in ihren ideologischen und historischen Bezüglichkeiten ausgestellt und damit im Moment ihrer Hervorbringung selbst relativiert. In der „entstellenden Transformation“ von zitiertem Material, die durch „Vorgänge der Ersetzung, der ironischen Verkehrung und durch das Wörtlichnehmen von Metaphern“ erfolgt, legt Jelinek, wie Juliane Vogel nachweist, „niedere und gewaltsame Bedeutungsschichten“¹⁰⁴ an diesem Material frei.

So hallt etwa das auf den „Schwur von Buchenwald“ zurückgehende antifaschistische Bekenntnis „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg“ in der Rede des rechtspopulistischen Führers nach, wenn dieser sagt: „Nie wieder Einsamkeit. Nie wieder fremd sein. Nie wieder eigentümlich sein. Sich nie wieder absondern. Wir sind gegen viele.“¹⁰⁵ Zitiert wird dabei freilich nur die anaphorische Struktur des Ausgangstextes, während die Sätze auf der inhaltlichen Ebene den antifaschistischen Konsens ebenso verabschieden, wie sie die identitätslogische Denkfigur des Faschismus wiedereinsetzen. Auch die mehrmalige Platzierung der Todesmetapher im Text entlarvt die Gewaltförmigkeit des rechtspopulistischen Projekts. So setzt der Sprecher das „Wir“, zu dem und in dessen Namen er spricht, mit der christologischen Heilsutopie einer Todesüberwindung gleich: „Das Heil sind wir, das, was nach dem Tod uns erwartet, uns Anständige“¹⁰⁶, heißt es im Text. Das Bild des Todes verbindet sich bei Jelinek jedoch jeweils mit der Tötung derjenigen, die die „Anständigen“ als „Abjekte“ verworfen haben. Wenn der Sprecher also behauptet, „[f]rüher waren wir der Tod, heute sind das ewige Leben wir“¹⁰⁷, so erhebt er mit der Zitierung der Worte Jesu („Ich bin die Auferstehung und das ewige Leben“¹⁰⁸) die rechtspopulistische Erzählung in den Rang des christlichen Erlösungsmythos. Mit der Erinnerung an die Opfer der Shoah evoziert der Text aber auch das Projekt des Nationalsozialismus, die Gemeinschaft von allem „Abjekten“ zu „erlösen“, und offenbart gleichzeitig das Herkommen der rechtspopulistischen „Bewegung“ aus diesem.

In einem radikalen intertextuellen Verfahren erweitert Jelinek die Rede ihrer namenlosen Sprecherfigur zur polyphonen Textfläche, auf der sie die freigelegten Bedeutungsschichten des rechtspopulistischen Diskurses ausbreitet und lesbar macht. Intertextualität wird damit

zum „archäologischen“ Verfahren und gleichzeitig zum Mittel, ein intentional einheitliches, einsinniges, identitätslogisches Sprechen zu subvertieren. Im letzten Absatz scheint der Prozess der Freilegung abgeschlossen. Der Redner tritt nicht mehr im Namen eines phantasmatischen „Wir“ vor seine Anhängerschaft, sondern als „monomanisches“ und „totales“ Ich.¹⁰⁹ „Ich sind: alle“¹¹⁰, heißt es nunmehr in Text. Von anderen Stimmen ungestört und unverstellt, entwirft er sich als Patriarch und Erlöser „der Unsrigen“¹¹¹, kündigt er von seinem Willen zur Vernichtung des „Anderen“, zur totalen Herrschaft, die nicht mehr im „Kommen“, sondern deren Zeit nun angebrochen sei. Denn:

Mit dem klaren Blick des von den Vätern niemals Entwöhnten sehs jetzt: ich. Die Freiheit vertreib: ich. [...] Von euren Sorgen befreien kann euch: ich. [...] Zögern will nicht auch: ich. Mein Vater sein will auch: ich. Sag nicht Mutter! Sag Vater! Sag nicht Mutter! Sag Vater! Und zieh dein Schwert! Die Toten sein will auch: ich. Die Toten machen will auch: ich. Mutiger Helfer der Unsrigen sein will auch: ich. Das Tuch vor Augen, um die Toten nicht zu sehen, brauche nicht: ich. Alle, die noch kommen, nieder machen will auch: ich. [...] Fremd will nicht sein: ich. Selbst nicht fremd sein will: ich. Sags Mutter, sags Vater, sags Mutter, sags Vater. Sag ich. Sag doch: ich! Die ganze: Zeit! Die ganze Zeit: meine. Angebrochen und schon gegessen die Zeit: meine.¹¹²

Anmerkungen

¹ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*. <http://www.elfriedejelinek.com/fdaskommen.htm> (11.9.2018), datiert mit 26.4.2016. (= Elfriede Jelineks Website, Rubriken: Archiv 2016, zu Österreich).

² Vgl.: Jelinek, Elfriede: *Das Lebewohl*. In: Jelinek, Elfriede: *Das Lebewohl*. 3 kl. Dramen. Berlin: Berlin Verlag 2000, S. 7-35.

³ Ebd., S. 9.

⁴ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*.

⁵ Jelinek, Elfriede: *Das Lebewohl*, S. 23.

⁶ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*, Absatz 3.

⁷ Jelinek, Elfriede: *Von Ewigkeit zu Ewigkeit*. <http://www.elfriedejelinek.com/fhaidtod.htm> (11.9.2018), datiert mit 22.10.2008 (= Elfriede Jelineks Website, Rubriken: Archiv 2008, zu Österreich).

⁸ Ebd.

⁹ Vgl.: Mosse, George L.: *Die Geschichte des Rassismus in Europa*. Frankfurt am Main: Fischer 1990; Mosse, George L.: *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. Reinbek: Rowohlt 1987.

¹⁰ Vgl. etwa: Jelinek, Elfriede: *Die Schweigenden*. In: *Der Standard*, 16.2.1995.

¹¹ Vgl.: Jelinek, Elfriede: *Kärntner Lied: gut*. <http://www.elfriedejelinek.com/fberliner.htm> (11.9.2018), datiert mit 8.4.2010 (= Elfriede Jelineks Website, Rubriken: Archiv 2010, Notizen).

¹² Vgl.: Jelinek, Elfriede: *Gut Lied! Besser wirds nicht*. <http://www.elfriedejelinek.com/fgut-lied.htm> (11.9.2018), datiert mit 26.2.2018 (= Elfriede Jelineks Website, Rubriken: Aktuelles 2018, zu Politik und Gesellschaft). Zu den unterschiedlichen Schreibanlässen von Elfriede Jelineks Essayistik vgl. auch: Szczepaniak, Monika: *Essayistische Texte*. In: Janke, Pia (Hg.): *Jelinek-Handbuch*. Stuttgart: Metzler 2013, S. 237-247, S. 238.

¹³ Jelinek, Elfriede: *Die Österreicher als Herren der Toten*. In: *Literaturmagazin* 29 (1992), S. 23-26, S. 25.

¹⁴ Zum Begriff der „Bedrohung der normativen Ordnung“ vgl.: Stenner, Karen: *The Authoritarian Dynamic*. Cambridge: Cambridge University Press 2005, S. 25.

¹⁵ Vgl.: Wodak, Ruth: *The “Establishment”, the “Elites”, and the “People”. Who’s who?*. *Journal of Language and Politics* 4/2017, S. 551-565, S. 552-553.

¹⁶ N. N.: *The Inaugural Address*. <https://www.whitehouse.gov/briefings-statements/the-inaugural-address/> (1.4.2018), datiert mit 20.1.2017.

¹⁷ Vgl.: Michelon, Vincent: *D’où vient “au nom du peuple“, le slogan de campagne de Marine Le Pen?* <https://www.lci.fr/elections/d-ou-vient-au-nom-du-peuple-le-slogan-de-campagne-de-marine-le-pen-2003636.html> (1.4.2018), datiert mit 19.9.2016.

-
- ¹⁸ Vgl.: Schweighöfer, Kerstin: *Wie wird man Geert Wilders?* https://www.focus.de/politik/ausland/niederlandewahl-rechtspopulist-wilders-hetzt-wie-nie-gegen-den-islam_id_6731033.html (1.4.2018), datiert mit 14.3.2017.
- ¹⁹ Vgl.: Wodak, Ruth: *The "Establishment", the "Elites", and the "People". Who's who?*. *Journal of Language and Politics* 4/2017, S. 551-565, S. 559-560.
- ²⁰ Krastev, Ivan: *Auf dem Weg in die Mehrheitsdiktatur?* In: Geiselberger, Heinrich (Hg.): *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit*. Berlin: Suhrkamp 2017, S. 117-134, S. 131-132.
- ²¹ Vgl.: Haslinger, Josef: *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich*. Darmstadt: Luchterhand 1987.
- ²² Zum Begriff vgl.: Nachtwey, Oliver: *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp 2016.
- ²³ Nachtwey, Oliver: *Entzivilisierung. Über regressive Tendenzen in westlichen Gesellschaften*. In: Geiselberger, Heinrich (Hg.): *Die große Regression*, S. 215-231, S. 222.
- ²⁴ Ebd., S. 222.
- ²⁵ Ebd., S. 223. Vgl. auch: Decker, Frank: *Der neue Rechtspopulismus*. Opladen: Westdeutscher Verlag 2004, S. 231.
- ²⁶ Nachtwey, Oliver: *Entzivilisierung*, S. 229.
- ²⁷ Krastev, Ivan: *Auf dem Weg in die Mehrheitsdiktatur?*, S. 123.
- ²⁸ Bauer, Werner T.: *Rechtsextreme und rechtspopulistische Parteien in Europa*. Wien: Österreichische Gesellschaft für Politikberatung und Politikentwicklung 2016.
http://politikberatung.or.at/fileadmin/_migrated/media/Rechtspopulismus_01.pdf (18.7.2018), S. 7.
- ²⁹ Geiselberger, Heinrich: *Vorwort*. In: Geiselberger, Heinrich (Hg.): *Die große Regression*, S. 7-15, S. 13.
- ³⁰ Bauer, Wolfgang T.: *Rechtsextreme und rechtspopulistische Parteien in Europa*, S. 66.
- ³¹ Vgl.: Ebd., S. 72.
- ³² Ebd., S. 67.
- ³³ Bailer-Galanda, Brigitte: *Zum Begriff des Rechtsextremismus*.
<https://www.doew.at/erkennen/rechtsextremismus/rechtsextreme-organisationen/zum-begriff-des-rechtsextremismus> (18.7.2018).
- ³⁴ Zu den Merkmalen des Rechtsextremismus vgl.: Holzer, Willibald I.: *Rechtsextremismus. Konturen, Definitionsmerkmale und Erklärungsansätze*. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Hg.): *Handbuch des österreichischen Rechtsextremismus*. Wien: Deuticke 1993, S. 12-96.
- ³⁵ Bauer, Wolfgang T.: *Rechtsextreme und rechtspopulistische Parteien in Europa*, S. 73.
- ³⁶ Vgl.: Pelinka, Anton: *Die FPÖ: Eine rechtspopulistische Regierungspartei zwischen Adaption und Opposition*. In: Frölich-Steffen, Susanne u.a. (Hg.): *Populisten an der Macht*. Wien: Braumüller 2005, S. 87-104, S. 92-94.
- ³⁷ Jelinek, Elfriede: *Die Österreicher als Herren der Toten*, S. 23.
- ³⁸ Ebd., S. 23.
- ³⁹ Vgl.: Schulte, Sanna: *Nestbeschmutzung als Konstituierung einer Theorie des Gedächtnisses*. In: Schulte, Sanna (Hg.): *Erschriebene Erinnerung. Die Mehrdimensionalität literarischer Inszenierung*. Köln: Böhlau 2015, S. 287-306, S. 291; vgl. auch: Janke, Pia (Hg.): *Die Nestbeschmutzerin. Jelinek und Österreich*. Salzburg: Jung und Jung 2002.
- ⁴⁰ Jelinek, Elfriede: *Die Kinder der Toten*. Reinbek: Rowohlt 1995, S. 385.
- ⁴¹ Ebd., S. 461.
- ⁴² Ebd., S. 456.
- ⁴³ Ebd., S. 456.
- ⁴⁴ Jelinek, Elfriede: *Die Österreicher als Herren der Toten*, S. 24.
- ⁴⁵ Ebd., S. 24.
- ⁴⁶ Ebd., S. 23.
- ⁴⁷ Ebd., S. 23.
- ⁴⁸ Ebd., S. 26.
- ⁴⁹ Jelinek, Elfriede: *Ein- und Aussperrung*. In: FAZ, 26.6.1993; vgl. dazu: Schulte, Sanna: *Nestbeschmutzung als Konstituierung einer Theorie des Gedächtnisses*, S. 289.
- ⁵⁰ Hegel, Georg Wilhelm: *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977, S. 147. In ihrer theatertheoretischen Schrift *Sinn egal, Körper zwecklos* aus dem Jahr 1997 nennt Jelinek die Hegel'sche Philosophie explizit als Denksystem, auf das sie sich neben dem Fichtes und Hölderlins in ihren Texten bezieht. Vgl.: Jelinek, Elfriede: *Sinn egal. Körper zwecklos*. In: Jelinek, Elfriede: *Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theaterstücke*. Reinbek: Rowohlt 1997, S. 7-12, S. 9.
- ⁵¹ Vgl.: Lacan, Jacques: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint*. In: Lacan, Jacques: *Schriften I*. Berlin: Quadriga 1986, S. 61-70, S. 64.
- ⁵² Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Ü: Uli Aumüller, Grete Osterwald. Reinbek: Rowohlt 1983, S. 153.

- ⁵³ Hegel, Georg Wilhelm: *Phänomenologie des Geistes*, S. 146.
- ⁵⁴ Jelinek, Elfriede: *Die Österreicher als Herren der Toten*, S. 24-25.
- ⁵⁵ Ebd., S. 23.
- ⁵⁶ Bielefeld, Uli: *Fremdenfeindlichkeit und kulturelle Diversifikation. Die Virulenz des „Problems des Anderen“ nach dessen Beendigung*. In: *Ikus-Lectures 3/4* (1992), S. 9-22, S. 9.
- ⁵⁷ Zum Begriff vgl.: Ohle, Karlheinz: *Das Ich und das Andere. Grundzüge einer Soziologie des Fremden*. Stuttgart: Fischer 1978, S. 13-18.
- ⁵⁸ Simmel, Georg: *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig: Duncker und Humblot 1908, S. 685.
- ⁵⁹ Ebd., S. 685.
- ⁶⁰ Ebd., S. 686.
- ⁶¹ Jelinek, Elfriede: *Die Österreicher als Herren der Toten*, S. 24.
- ⁶² Ebd., S. 23. In einer anderen Version – Jelinek überarbeitet den Essay in den folgenden Jahren mehrmals – trägt dieser auch den Titel *Wir Herren der Toten*. Vgl.: Janke, Pia (Hg.): *Die Nestbeschmutzerin*, S. 61-63.
- ⁶³ Jelinek, Elfriede: *Die Österreicher als Herren der Toten*, S. 25.
- ⁶⁴ Ebd., S. 25.
- ⁶⁵ Ebd., S. 25.
- ⁶⁶ Vgl.: <http://www.demokratiezentrum.org/bildstrategien/oesterreich.html?index=29&dimension> (12.4.2018). Die Aufschrift auf dem zweiten Plakat der Serie lautete: „Wir garantieren: Stopp dem Asylmissbrauch! Österreich zuerst!“
- ⁶⁷ Jelinek, Elfriede: *Was zu fürchten vorgegeben wird*. <http://www.elfriedejelinek.com/f12nov.htm> (1.4.2018), datiert mit 1999 (= Elfriede Jelineks Website, Rubriken: Archiv 1999, zu Österreich).
- ⁶⁸ Ebd., Absatz 1.
- ⁶⁹ Ebd., Absatz 1.
- ⁷⁰ Ebd., Absatz 1.
- ⁷¹ Ebd., Absatz 1.
- ⁷² Ebd., Absatz 1. Hervorhebung von mir.
- ⁷³ Ebd., Absatz 2.
- ⁷⁴ Ebd., Absatz 2.
- ⁷⁵ Vgl.: Todorov, Tzvetan: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Ü: Wilfried Böhringer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985, S. 293.
- ⁷⁶ Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. Ü: Xenia Rajewsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 198.
- ⁷⁷ Jelinek, Elfriede: *Was zu fürchten vorgegeben wird*, Absatz 3.
- ⁷⁸ Ebd., Absatz 3.
- ⁷⁹ Ebd., Absatz 1. Hervorhebung von mir.
- ⁸⁰ Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Ü: Martin Suhr. Hamburg: Iunius 1992, S. 65.
- ⁸¹ Jelinek, Elfriede: *Was zu fürchten vorgegeben wird*, Absatz 4.
- ⁸² Ebd., Absatz 4.
- ⁸³ Lacoue-Labarthe, Philippe / Nancy, Jean-Luc: *Juden träumen nicht*. In: Hombach, Dieter: ZETA 01. Zukunft als Gegenwart. Berlin: Rotation 1982, S. 92-117, S. 92. Hervorhebung im Text.
- ⁸⁴ Jelinek, Elfriede: *Was zu fürchten vorgegeben wird*, Absatz 5. Hervorhebung von mir.
- ⁸⁵ Ebd., Absatz 6.
- ⁸⁶ Ebd., Absatz 6.
- ⁸⁷ Vgl.: Deutsch-Schreiner, Evelyn: *Burgtheater; Erbkönigin; Präsident Abendwind; Ich liebe Österreich; Das Lebewohl*. In: Janke, Pia (Hg.): *Jelinek-Handbuch*, S. 137-147, S. 145.
- ⁸⁸ Vgl. dazu: Paulischin-Hovdar, Sylvia: „*Das Lebewohl*“ – kein rechter Abschied. https://fpjelinek.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/proj_ejfv/PDF-Downloads/Paulischin-Hovdar_Das_Lebewohl.pdf (22.8.2018), S. 2 u. 14.
- ⁸⁹ Die Fotografie zeigt einen Ausschnitt eines Porträts des Kandidaten. Die Passage aus dem Wikipedia-Eintrag zur politischen Bedeutung der Kornblume, den Jelinek ihrem Text folgen lässt, wurde mittlerweile auf Wikipedia verändert.
- ⁹⁰ Die von Elfriede Jelinek selbst eingelesene Fassung des Monologs dauert elf Minuten. Vgl.: <https://www.br.de/mediathek/podcast/hoerspiel-pool/lesung-das-kommen-von-elfriede-jelinek/30765> (27.8.2018).
- ⁹¹ Jelinek, Elfriede: *Sinn egal. Körper zwecklos*, S. 9.
- ⁹² Vogel, Juliane: *Intertextualität*. In: Janke, Pia (Hg.): *Jelinek-Handbuch*, S. 47-55, S. 48.
- ⁹³ Ebd., S. 51.
- ⁹⁴ Ebd., S. 50.
- ⁹⁵ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*, Absatz 1.

⁹⁶ Ebd., Absatz 1.

⁹⁷ Ebd., Absatz 1.

⁹⁸ Ebd., Absatz 1.

⁹⁹ Bartens, Daniela: *Vom Lautwerden der Stille. Umwege zu Elfriede Jelineks Haider-Österreich in „Das Lebewohl. 3 kl. Dramen“*. In: *Austriaca. Cahiers universitaires d'informations sur l'Autriche* 53 (2001), S. 114-139, S. 131.

¹⁰⁰ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*, Absatz 2.

¹⁰¹ Ebd., Absatz 1.

¹⁰² Ebd., Absatz 2.

¹⁰³ Ebd., Absatz 2.

¹⁰⁴ Vogel, Juliane: *Intertextualität*, S. 51.

¹⁰⁵ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*, Absatz 2.

¹⁰⁶ Ebd., Absatz 2.

¹⁰⁷ Ebd., Absatz 2.

¹⁰⁸ Johannes 11, 25.

¹⁰⁹ Vgl.: Deutsch-Schreiner, Evelyn: *Burgtheater; Erbkönigin; Präsident Abendwind; Ich liebe Österreich; Das Lebewohl*, S. 146.

¹¹⁰ Jelinek, Elfriede: *Das Kommen*, Absatz 4.

¹¹¹ Ebd., Absatz 4.

¹¹² Ebd., Absatz 4.